

(Nachdruck verboten.)

Der Kaffl vom Hollerbräu.

41) Roman von R. von Seydlitz.

Und dazu kam jetzt noch etwas. Kapitalisten, mit denen Kaffl im Verkehr stand, hatten ihm einen mächtigen Plan vorgelegt; nichts mehr und nichts weniger als eine große neue Brauerei. — Aber wie anders, als damals zu Ringelmanns Zeiten! Man fragte ihn heute um Rat, damals hatte man ihn angestellt, und er war froh darum gewesen. Beachtet hatten sie ihn nur in seinem Fach. Heut war er Geschäftsmann, und von seiner Zustimmung hing alles ab; schüttelte er den Kopf, so sollte der ganze Plan fallen. — Er schüttelte ober keineswegs den Kopf. Denn an sich war der Plan gut, und daß er, als Direktor, seiner Frau eine bessere Position machen würde, wie als Bräumeister, das war wohl klar.

Vom Hollerbräu auszutreten schien ihm heute nicht mehr so undantbar als damals draußen im Maßkloster.

Kurz, als der Märzwind blies und der Winter überall in Scherben ging und alles in der Natur sozusagen in Eisgang geriet, da war um Kaffl herum alles ebenfalls in Unruhe, Zweifel und Bewegung geraten. — Agathe blieb verschwunden, die neue Brauerei schien wirklich entstehen zu sollen und eine Entscheidung über Vivi mußte nun endlich einmal fallen.

Aber es mußte ihm etwas dazu geholfen werden, so viel war klar, und Frau Ebelein beschloß, kräftig zu helfen, damit alles ins Klare käme.

„Denn, wissen Sie, Frau Ebelein,“ sagte Koffberger, zu ihr, „die Gründer sind um ihn herum, so viel habe ich gemerkt; und ehe sie ihn fangen . . .!“

Ende März fand sich Kaffl wieder in Villa Ebelein ein, denn ein freundliches Billet hatte ihn zu einem Abendbrot dahin citiert.

Beim Eintreten merkte er, daß etwas in der Luft lag. Es waren vielleicht zwanzig Personen da, und immer kamen noch mehr. Im Speisesaal sah man zwei lange geschmückte Tafeln. Vivi schimmerte in lachsrotem Atlas, wie ein junges Mädchen von sechzehn Jahren.

Koffberger, der auch geladen war, wurde durch Gespräche etwas länger als erwünscht an seinem Pult festgehalten; endlich eilte er, sich in schwarze Kleidung zu werfen. Während er die Krawatte befestigte, stand seine Frau fertig und gerüstet daneben und sprach mit ihm; sie wußte natürlich, daß heute „das Opfer fallen“ mußte. Sie machte aber, gewißigt durch ihres Manns energische Zurückweisung, keine direkten Andeutungen. Dagegen brach bei ihm der Triumph durch.

„Heut giebt's Verlobung, das weißt doch.“

„Wär schon narrisch, wenn i's net gespannt.“

„Mi freut's. — Di net, weiß schon.“

Sie zuckte die Achseln. — „Wer is denn alles geladen? Mußt's ja wissen, weil Du mit Frau Ebelein alles abgemacht hast.“

Er murmelte nur. — Plötzlich wie ein Donnerschlag trafen sein Ohr ihre kalt und ruhig gesprochenen Worte: „Schad, daß Frau Haas net geladen ist.“

„Wieso — denn die?“

„Weil s' hier is. In der Stadt, ja.“ — Sie blickte dabei abseits, und blieb so kühl wie zuvor. Er brummte etwas und suchte seine Handschuhe. Da sagte sie:

„Vor a' halben Stund' is s' hier bei mir gewesen. — Laßt Di schön grüßen.“ —

„Heut, hier? Was hat denn jetzt die Person da zu suchen? Und Du —“

„Nu, i werd' s' doch net über d' Stiegen runterjagen, wann s' 'n höflichen Besuch macht? Und was s' ge'wollt hat, das kann i Dr' sag'n. 'n Hegebart hat s' sehn wolln. — Weil ja heut sein Namenstag is.“

„So, so. — A' feine Dame, muß i schon sag'n, die sich an' Mann nur so hinschmeißt.“

„Denk was D' willst, i denk was i will in dera G'schicht. — Aber jetzt komm, m'r hab'n Zeit!“

Das Ehepaar steuerte dem Marienplatz zu und leistete sich dort „a' Chais“, wie bei Altmiindnern die Droschken heißen.

Gott sei Dank, dachte Koffberger unterwegs, daß jetzt draußen alles zur Entscheidung kommt.

Als sie in Ebeleins Salon traten, wurde gerade das Essen gemeldet.

Mehr als je merkte Hegebart, was im Werke war. Die Erwartung der ganzen Gesellschaft lastete auf ihm. Er wurde hinterm Rücken betrachtet, er fühlte es. Er saß wieder neben Vivi, und gegenüber hatte die Frau des Hauses Platz genommen; sie nickte ihm freundlich zu. Beim Niedersitzen hatte ihm Koffberger zugerannt: „Na, mach' nur Dei' Sach' gut.“

Und dann, als Wein in den Gläsern war, geschah das Unerhörte, daß Frau Ebelein die Anwesenden bat, auf das Wohl des Namenstagskinds anzustößen, des Kastulus.

Verwirrt und erfreut dankte ihr der Geseierte und merkte nun erst, wie freundlich alles auf ihn zugespitzt war. Er trank den Wein unter Herzklopfen und begann zu denken, daß die Schwiegermama eigentlich recht lieb sei.

Rechts von ihm saß Vivi. Aber links Frau Koffberger. Es mußte ja gleich der entscheidende Moment kommen, nötigenfalls konnte Frau Ebelein ohne weiteres die Verlobung verkünden, — so wird's ja manchmal gemacht, wenn der Bräutigam gar zu zaghaft ist.

Frau Koffberger begriff das. Und nun zögerte sie keinen Moment.

Beim zweiten Gericht neigte sie sich gegen Kaffl, der ohne zu sprechen verwirrt mit seinem Teller zu thun hatte, und flüsterte:

„Herr Hegebart, hör'n S' geschwind. 's hört's niemand, die andern schwagen zu laut. — Mei Mann hat mir zwar verboten, zu Ihnen von Frau Haas zu reden, aber heut muß i 's thun.“

Kaffl sah erstaunt auf sie.

„'s is wie a' Vermächtnis von 'm Sterbenden, was i Ihnen auszurichten hab, deswegen muß i sprechen.“

Kaffl starrte sie erbleichend an.

„Et, si, net herschaun. Essen S' nur, daß niemand was merkt. — Also Frau Haas is hier; is herkommen, um . . . Ihren Namenstag zu feiern. — sie hat Ihnen nie geschrieben, geltn S', nein. — Wissen S', warum s' fort gewesen is, so lange Zeit? — Scheiden hat s' sich lassen von ihrem Mann. Net unter d' Augen hat s' Ihnen kommen wolln, bis dees amal ins Reine kommen is. Und heut endlich is voll Freud' und Seligkeit zu mir kommen, und hat g'ragt . . . und i hab' ihr gesagt . . ., daß Sie heut . . . hier —“

Frau Koffberger hatte sich völlig überschätzt. Sie brachte noch schnell einen Brief aus der Tasche und legte ihn Hegebart auf den Schoß; dann aber übermannte sie die Nüchternung und die dramatische Wucht ihrer Mission, und sie mußte mit dem Taschentuch arbeiten, um die Thränen zu maskieren.

Hegebart war kreidebleich und wieder rot geworden. Er hatte gehorsam weiter gegessen, aber jetzt griff er nach dem Brief. Ein Zufall, daß Vivi mit ihrem andern Nachbar sprach, begünstigte ihn. Frau Ebelein freilich, von gegenüber, machte große Augen, als Kaffl den Brief erbrach, der ihm plötzlich auf die Serviette gekommen war.

Der Brief war kurz, wenige Worte klangten auf dem kleinen weißen Papier ihm vor den Augen:

„Ich bin frei, ich bin Dein!
Dein Agerl.“

Das war mit Tinte geschrieben. Aber nun kamen Bleistiftworte. Er entzifferte sie noch, da flüsterte Frau Koffberger ihm hinein:

„Das andre hat s' bei mir dazu geschrieben, bald hätt' s' net gekommt, — vor lauter Weinen . . . Ich hab gemeint, s' stirbt mir völlig weg.“

Die Bleistiftworte hießen ungefähr — ganz genau waren sie nicht zu erkennen:

„Leb wohl, Du mein alles, und sei glücklich! Ich vergeiß Dir, und mein Herz ist ewig, ewig Dein! Sei glücklich, — an mir liegt nichts.“

„Na, was haben S' denn für ein Schreiben gekriegt?“ fragte endlich Frau Ebelein, unfähig, ihre Neugier zu be- meistern.

Koffl fuhr auf und steckte das Papier ein. Aber er ver-

mochte keinen Ton zu erwidern. Er suchte mit den Augen vor ihm auf dem Tisch herum, brach einen Semmelbrocken ab, ließ ihn aber fallen, griff nach dem Weinglas — und stieß es um . . .

„Entschuldigen schon, — ich — mir is, i weiß net —“ Direktor Haslinger sprang auf, Hegebart erhob sich, Haslinger sah ihn am Arm:

„Na, na, Hegebart, was ist denn? Bissel Schwindel, he; — geh'n wir einen Augenblick an die frische Luft?“ — Und unter einigem Aufsehen wurde Hegebart hinausgeleitet.

Frau Ebelein nickte herüber zu Vivi, die sehr perplex da saß; wie um zu erklären, sagte sie dazu: „Der brave Mensch, — hat ihn halt doch so verwirrt . . .“

Und Frau Kozberger sprach die großen Worte: „Ja, ja, der entscheidende Moment, der ihm so nahe war . . .“

„Ist halt ein Gemütsmensch,“ meinte ein anderer. Aber Kozberger, der am andern Tisch saß, begriff gar nichts. Er ahnte vom Brief nichts und nichts von der Verärterei seiner Frau.

Ueber die Treppe hinab führte Direktor Haslinger seinen erkrankten Schützling ins Freie, auf den Platz vor dem Hause, nicht weit von jenem Ort, wo einst Kasl mit abgezogener Kappe auf Antwort gewartet, — damals in den ersten Tagen seines Münchener Aufenthalts.

Heute brannte keine Sonne herab, ein wilder Nachtwind sprühte seine Tropfen ihm ins Gesicht und blies feuchte Kühlung ihm durch die Kleider an den Körper. „Ja, was war Ihnen denn eigentlich, Hegebart, — haben Sie das öfters gehabt? Oder war's die — begreifliche Aufregung? Daß Sie leidend wären, haben wir doch nie bemerkt, und“ —

Kasl stöhnte — er war wirklich dem Umsinken nahe. Er fühlte, daß ihm das Herz in tollen Sprüngen bis in die Kehle hinauf schlug. Jetzt setzte er sich auf die Wange der Freitreppe.

„I — weiß halt net, — i weiß net . . .“ Dabei griff er sich an die Brust, an den Hals.

Haslinger war ersichtlich erschrocken. Er verließ ihn, um ein Glas Wasser zu holen, und in der Küche murmelte er einmal über andere: „Der ist herzleidend! Wer das gedacht hätte!“

Nach ein paar Minuten hatte sich Kasl soweit erholt, daß Haslinger wieder hinaufzugehen beschloß, um die Gesellschaft, vor allem die Damen des Hauses, zu beruhigen; „gehen Sie ein wenig auf und ab, in der Luft wird's gleich vergehen.“

Und dann eilte er hinauf, wo allerdings Vivi in großer Betretenheit saß und auch Frau Ebelein sehr überrumpelt aussah.

Frau Kozberger langte sich das größte Stück Braten und goß drei große Köffel Sauce darüber. Dann aß sie mit Appetit; aber wohl viel hätte sie darum gegeben, zu wissen, wie es jetzt mit Kasl da unten im Garten gehen mochte.

— Ein wenig auf und ab gehen. Ja, das konnte er ja, — und that's auch, zehn Minuten lang. Aber zuletzt, da ihm kalt wurde, dachte er daran, Hut und Ueberrock zu holen.

Und das brachte ihn wieder auf den Gedanken, daß er durch seine „Unpäßlichkeit“ — mochten sie's nur dafür halten! — doch genügend entschuldigt sei, wenn er überhaupt wegginge.

Wegginge! Frei wäre! — Ja, das elektrifizierte ihn! — Auf und davon aus all' dem Zwang und der gedrückten, gequälten Lage!

Und er holte Hut und Mantel. Es sah ihn niemand, denn alle Dienerschaft hatte mit dem Souper zu thun. Er zog den Hut tief in die Stirne und stürmte davon. Er warf das Gitterthor hinter sich ins Schloß und eilte der Stadt zu. Erst tief in der Ludwigsstraße fiel's ihm plötzlich siedend heiß ein: er wußte ja nicht, wo Agathe wohnte! . . .

Denn, daß er zu ihr wollte, gleich, sofort, ohne Zögern, trotz aller Hindernisse, das war doch klar. Daß er sie finden würde, sie in die Arme schließen, ihr das eine Wort zurufen, was sie erlösen konnte, mußte; — daß hier seine heiligste Pflicht war, — das lag doch sonnenklar vor ihm!

Bei der Entdeckung, daß er Agathes Wohnung nicht erfragt hatte, wollte ihn wieder eine Schwäche anwandeln, wieder ein Herzklopfen besallen. Er stand einen Augenblick still, — dann, tief atmend, ging er weiter. — Und unwillkürlich dachte er ans Hotel Mezler, wo sie im Herbst gewohnt. Dort mußte sie sein.

Und nach atemlosen Hinstürmen war er da. Kaum konnte er zu der Frage an den Portier Ruhe und Fassung gewinnen.

„Frau Haas? Ja, wohnt hier. Ist aber ausgegangen.“ Da der Portier sehr kalt und fremd that, so meinte Hegebart, sich vorstellen zu sollen.

„Herr Hegebart?“ sagte darauf der Pförtner, — den Namen habe ich soeben gelesen. Richtig, Frau Haas hat diesen Brief hier gelassen. Soeben wollte ich ihn zur Post senden.“

Dabei gab er ihm einen Brief, der allerdings seine Adresse aufwies; Hegebart legitimierte sich und erhielt den Brief. Ehe er aber zur Lektüre kam, trat der Hotelbesitzer aus dem Bureau heraus, der einiges gehört hatte.

„Der Herr ist wohl der Arzt?“ fragte er. Hegebart, aufs sonderbarste verwirrt, stammelte: „Nein; was — warum —?“

„Aber der Portier kam zuvor: „Der Doktor ist schon dagewesen. Die Pflegerin soll gleich kommen; einstweilen ist die Lina vom dritten Stock angewiesen . . .“

„Gotteswillen“, rief Kasl, — „was ist denn geschehen?“

Er sah so entsetzt und angsterfüllt aus, daß Herr Mezler ihm lieber gleich alles sagte; er lud ihn dabei ein, die Treppe mit hinaufzusteigen. — „Sie sind jedenfalls näher bekannt mit der Dame, da ist's recht, daß ich Sie unterrichte. Frau Haas kam gegen Abend zurück, schrieb den Brief auf ihrem Zimmer und hat dann — wie's scheint, in furchtbarer Aufregung, den Versuch gemacht, sich das Leben zu nehmen. Können sich denken, wie peinlich uns —“

„Und?!“ schrie Kasl, stehebleibend, den Brief in höchster Spannung in der Hand knitternd.

„Und lebt, Gott so Dank. Wird bald wieder völlig beieinander sein.“

Kasl wandte, er konnte die Stufen kaum hinauf. „Lebt!“ murmelte er dabei still für sich, wie um sich Mut zu machen.

„Es war großes Glück dabei. Sie ist nach dem Hof zu aus einem Fenster — — nun, fassen Sie sich nur, es ist ganz glücklich abgelauten, sage ich ja. Unter dem Fenster ist eine Altane im ersten Stock; darauf ist sie gefallen.“ — Und, da sie jetzt oben im zweiten Stock angelangt waren, hielt er Hegebart am Arm: „Das Unglücklichste ist, daß einige Gäste es gemerkt haben, vor allem aber, daß einer von drüben gesehen hat, wie sie sich hinabstürzte. Sonst könnte man sagen, es sei ein Unglücksfall . . .“

Hegebart, trotz aller Verwirrung und trotz lähmenden Schreckens, begriff doch gleich, daß es der Welt gegenüber ein Unglücksfall bleiben mußte. Er bat den Wirt, dem betretenden Gast das Verschweigen zur Pflicht zu machen; Herr Mezler versprach's gern, denn sein Hotel litt unter dem Selbstmord-Abenteuer.

Nun waren sie an der Thür, Mezler öffnete, und sie traten ein.

Ein Zimmermädchen, das neben dem Bett gesessen, erhob sich. Auf dem Bett lag Agathe, leise stöhnend; eine Menge Sachen lagen herum, die der Arzt gebraucht.

„Nun, was ist's? Was sagt der Doktor?“ fragte der Wirt das Mädchen; ehe sie aber antwortete, kniete Hegebart mit einem lauten, heulenden Ausruf neben dem Lager nieder und griff nach Agathes Hand, auf die er seinen Kopf sinken ließ.

„Pst, pst, das darf nicht sein, keine Aufregung,“ rief Mezler.

„Nein, und lassen S' die Hand los, der Arm ist ja ausgefallen,“ mahnte das Mädchen. Beide lösten Kasls Hände von der Kranken.

Kasl erhob sich taumelnd und setzte sich neben das Bett, mit verglasten Augen und offenem Munde, wild vor Schmerz und doch lahm vor Schreck.

„Was sagt der Doktor?“ fragte Mezler jetzt nochmals. „Der Arm ist ausgefallen und eine Rippe is brochen, und a paar Konfusionen —“

„Was für Zeug?“ „So, abgestoßene Haut halt. Er sagt aber, 's is an unmenschlich's Glück. — Er kommt glei wieder weg'n Arm nachschau'n. — Morgen können wir s' transportieren, sagt er.“

„Gott sei Dank, mir is lieber; und im Krankenhaus is s' besser aufgehoben.“

Nach und nach beruhigte sich Kasl. Der Arzt kam aber

bald und trieb ihn hinaus. Später durfte er noch einmal hineinsehen. Agathe lag jetzt ruhiger, aber lautlos und ohne Teilnahme. Auf des Arztes Anruf gab sie kein Zeichen.

„Seien Sie nur ganz ruhig, der Puls ist gut,“ sagte der Doktor. „Kleine Erschütterung des Gehirns; das giebt sich.“

Nun schlich Hegebart fort; um fünf Uhr früh wollte er wieder nachsehen. Aber zum Ruhen war's ihm nicht, er irrte planlos durch die Straßen. Endlich fiel ihm der Brief wieder ein; er las ihn jetzt erst, beim Licht einer Laterne.

Es war, wie er sich's bereits zusammengereimt. Die besessene Erkenntnis, daß Kasfl sie noch liebte, hatte Agathe fortgetrieben. Sie hatte sofort die nötigen Schritte ergriffen, um sich von dem Zuchthäusler scheiden zu lassen; alles war gelungen, wiewohl um hohen Preis — ein guter Teil ihres Vermögens war darauf gegangen; sie hatte ein übriges gethan und dem Haas eine Summe ausgesetzt, die er erhalten sollte, wenn er frei wurde. — Nun hatte sich's so glücklich getroffen, daß der 26. März nahe war. An dem Tage wollte sie Kasfl wieder sehen; ja sie hatte extra drei Tage gewartet, ehe sie nach München kam, um nicht vor dem 26. einzutreffen. — O, diese drei Tage! Denn nun war sie nach der Ankunft gleich von Frau Kofberger unterrichtet worden, daß sie zu spät kam.

Zu spät zu dem einzigen, heißersehnten Glück, dem sie ja alles hätte opfern mögen! — Und da war sie heimgelaufen, im Uebermaß der Verzweiflung hatte sie ihm geschrieben, ehe sie sich den Tod gab. Denn den Gedanken zu ertragen, daß just in dieser Stunde ihr geliebter Kasfl in die Ehe mit einer andren getrieben wurde — das war dem armen Herzen zu viel gewesen. —

In aller Erschütterung flog hier eine unbestimmte Empfindung durch Kasfls Kopf, daß auch sie einmal ihn verlassen hatte, um einem andren Mann zu folgen; er hatte sich aber nicht töten wollen. Immerhin, mit der unglücklichen Frau durfte er, der Arbeitsame, sich nicht vergleichen.

Die nächsten Tage brachten so viel Unruhe und Aufregung, daß der Bräumeister mit übermenschlicher Gewalt sich an der Arbeit halten mußte, um nicht den Kopf zu verlieren.

Zunächst natürlich kam im Privatbureau des Direktor Haslinger, in Gegenwart Kofbergers, eine große Scene. Daß den Damen Ebelein ein Schimpf angethan war, mußte Kasfl halb zugeben. Aber er parierte kurzerweise damit, daß er nicht anders gekommt; denn er könne sich nicht zwingen, Fräulein Widi zu heiraten.

„Natürlich,“ fiel Kofberger grimmig ein, „s' steck' Dir ja wer andrer im Sinn.“

„Das hat hier nix zu thun. Das is überhaupt mei' eigne Sach, und i verbit' mir's, daß mir wer dreinred't.“

Haslinger, der genügend unterrichtet war, fiel hier ein: „An und für sich wäre das allerdings Ihre Privatfache.“

Aber einen der höchsten Beamten der Brauerei würden wir gern so verheiratet sehen, — daß — sagen wir's mit einem Wort — daß diese Heirat der Brauerei Ehre brächte.“

Kasfl wollte hart erwidern, aber Haslinger beeilte sich, fortzufahren: „Außerdem begreifen Sie doch wohl, daß die Damen Ebelein, die größten Teilhaber unsrer Gesellschaft, sich schwer verletzt fühlen müssen, wenn der Bräumeister die Hand der jungen Dame ausschlägt, um — nach seiner Neigung eine Fremde zu heiraten, deren Herkunft und alles doch nicht so sind, wie — die Herkunft des Fräulein Ebelein.“

Nun war Kasfl genügend geladen; er brach los:

„Ich weiß schon, daß mir's größte Glück entgegengetragen worden ist. Ich weiß, daß alle Welt' mich an Narr'n schimpfen wird, weil i's net annehm. — Aber ich bin hier nur verpflichtet, Bräumeister zu sein, nix weiter. — Daß i das — alte Fräul'n — ja ja, i sag's frei, wie's is; — daß i di net heiraten mag, das is außer 'm Kontrakt. Und weg'n der Ehr, — wenn i's mit m e i n e r Ehr zusammenbring', die Dame zu heiraten“ (er betonte energisch und stolz die „Dame“), — „na denk i, wird's wohl 'm Hollarbräu nix von der Ehr abtrag'n und von 'm guten Ruf, den unser Haus und unser Produkt hat. — Und zuletzt die Dame, von der i red', und die Kofberger meint, ist jetzt so nah' am Sterben, daß i bitten möcht, daß die Herren mit mir a weng menschlich verfahren; i mein, wenn s' gesund is, na könn' i'r weiter sehen. Jetzt aber, thät i scho bitten, daß die Herren mit a bissel verschonen. Wa is halt a a Mensch, und hat sei' Herz!“

(Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

Nadan.

Katapläng! Katapläng! Katapläng!

So geht der Trommelflang;

Der Christenheit Arnee

Führt unser Waldersee,

Er kam mit starkem Arm

Und mit zwei Leibschandarm.

Katapläng! Katapläng! Katapläng!

Er kam mit stolzem Sinne, ja Sinne,

Als ihn die Auswahl traf,

Und auch mit einem Kines, ja Kines,

Ja Kinematograph.

Tschim bun! Katapläng! Tschim bun!

Schnebdereng! Schnebdereng! Schnebdereng!

Daheim wird es zu eng;

Wir streben in die Welt,

Das kostet sehr viel Geld,

Doch das scheniert uns nisch,

Der Ruhm wird aufgefrischt.

Schnebdereng! Schnebdereng! Schnebdereng!

Und müssen wir berappen, berappen,

Dann wollen wir mal sehn;

Ich glaub, en fetter Happen, ja Happen

Wird in die Binsen gehn.

Täterä! Schnebdereng! Täterä!

Simsirim! Simsirim! Simsirim!

Die Sach' is nich so schlimm.

Durchs Brandenburger Thor

Zieht mal das tapfre Corps,

Ein jeder Mann ein Held,

Man sieht was for sein Feld.

Simsirim! Simsirim! Simsirim!

Der Bürgermann wird sprechen, ja sprechen:

Nanu, was willst bloß?

Für so was kann man blechen, ja blechen,

Der Ruhm is ganz famos.

Hurra! Simsirim! Hurra! —

Peter Schlemihl. („Simpl.“)

Theater.

Schiller-Theater: „Der Retter“ von Carol Reuling. — Reuling ist ein sympathischer Schriftsteller, dessen Arbeiten man mit Interesse verfolgt. Mit seinem „Retter“ hat er uns indes eine Enttäuschung bereitet. Die Arbeit hat einige freundliche Vorzüge, ist im übrigen aber eine allzu harmlose Salire auf Schilda und seine Philister. Der „Retter“ ist ein junger Arzt, der die Doktorwürde in Paris erworben hat und seine Vaterstadt aus Seuchennot erlöst. Er erntet nur Unban. Der Stadtarzt intriguiert gegen ihn und die bornierten Bürger verachten ihn, weil er seinen Dokortitel im Ausland erworben hat. Sein Kampf mit der engen Welt, in der er lebte, ist der eigentliche Inhalt des Stücks. Die ehrbaren Honoratioren sollen an den Pranger gestellt werden, aber Reuling entledigt sich der Arbeit allzu schablonenmäßig. Die Typen, die er uns zeigt, sind alt und er hat ihnen keine neue Seite abgewonnen. Es sind Gestalten aus den „Fliegenden Blättern“ — ohne Eigenart, ohne bestimmte Farbe, ohne den Reiz des Neuen. Eine anmutige Liebesgeschichte schlingt sich durch die Handlung. Der junge Arzt liebt eine Dirne, die unehrig ist, weil sie eine Spielmannstochter ist. In diesem Verhältnis sieht freundliche Poesie, nur daß sie etwas konventionell ist — Poesie aus den „Fliegenden Blättern“. — Die Aufführung im Schillertheater war vorzüglich. Gregori als junger Arzt war ganz prächtig. Wenn er wirklich nach Wien geht, verlieren wir etwas. Fr. Wulf als Spielmannstochter war sehr anmutig — wir haben die junge Schauspielerin selten so gut gesehen. Der verkümmerte Stadtarzt wurde von Hollhaus wirkungsvoll und echt gespielt. Auch die übrigen Darsteller verdienen alles Lob. Reuling konnte mit dem Abend zufrieden sein. — E. S.

Musik.

Es findet sich selten so gute Gelegenheit, sich begreiflich zu machen, was in dem Bericht „Entwicklung“ steht, wie wenn man Musik aus alten Zeiten neu kennen lernt. Unsere Musikpflege thut meistens so, als gebe es hinter J. S. Bach gar nichts mehr, und noch frühere Zeiten sind uns erst recht ein unbeachtenswertes Land. In dem Maß jedoch, als die im ganzen noch junge Musikwissenschaft forschend in die Vergangenheit zurückgreift, erschließen sich uns die merkwürdigsten entwicklungsgeichtlichen Ausblide. Die Praktiker und Theoretiker der griechischen Musik zeigen eine Welt, aus der spätere Tonwelten nicht nur hervorgegangen sind, sondern auch wie im Keim darinliegend nachträglich herausgefunden werden können. Die altchristliche Musik erweist sich immer mehr als eine unmittelbare Fortsetzung der griechischen und der hebräischen usw. In solchen Be-

trachtungen würden wir uns gern noch länger ergehen, um die Bedeutung zum Bewußtsein zu bringen, welche die geistige Aufführung antiker Musikreste (bei Kroll) besitzt; und sie selber fordert so sehr zu Fortspinnungen der angeregten Gedankengänge heraus, daß wir lieber gleich abbrechen.

Der Vertreter der Musikwissenschaft an der Berliner Universität, Professor Oskar Fleischer, hat nach wahrscheinlich langen theoretischen und praktischen Vorarbeiten, darunter einer Neuauflage der sechs wichtigsten Ueberreste griechischer Musik, ein Konzert zu stande gebracht, das eben diese Reste und dann Proben altchristlicher und alter hebräischer Gesänge brachte. Standen diese unserm Musikgefühl wohl die nächsten, vielleicht weil sie nicht abgestorben sind, sondern (in Synagogen) weiterleben und wahrscheinlich, um dies zu können, sich doch immer etwas an die Zeit anpassen mußten, so waren die griechischen Lieder die interessantesten. Nun aber kommt die alte Ueberzeugung der meisten Kenner, daß die griechische Musik im wesentlichen einstimmige Melodie war, mit einer bloß verstärkenden oder ganz untergeordneten Instrumentalbegleitung, und die Gegenansicht anderer, daß diese Instrumentalbegleitung doch noch etwas mehr, wohl bereits eine accordische Füllung war. Unabhängig davon kann man in den griechischen Melodien verborgene, „latente“ Harmonien finden und im modernen Sinn ergänzend herausarbeiten. Das hat jetzt, nach einem oder andern Vorgänger, Professor Fleischer gethan, und er hat uns dadurch eine bewußt modernisierte Griechemusik gegeben. Vergleiche ich seine Harmonisierung der Ode an die Muse von Dionysius (etwa 3. Jahrhundert n. Chr.) mit der, die R. Westphal („Elemente des musikalischen Rhythmus“ I. 1872 S. XVII f.) gegeben hat, so erscheint mir diese, die jedenfalls im Rhythmus und auch in der Harmonie reicher ist als jene, auch als die vom modernen Maßstab relativ unabhängige. Beide Forscher denken sich jedoch wohl auch das feinerzeitige Hören der Griechen und vielleicht sogar die mutmaßliche Instrumentalbegleitung der griechischen Musik ungefähr in dieser Weise. Wenn man aber bedenkt, wie unsre Kunst 2 Jahrhunderte alte Harmonik aus einer fast ein Jahrtausend lang sich entwickelnden Polyphonie (selbständiger Mehrstimmigkeit) hervorgegangen ist, so meine ich doch, daß auch die griechische Musikbegleitung, am Ende sogar ein mehr als einstimmiger Gesang, das höchste Eignes, um das es sich als Zugabe zur Melodie handelte, mehr polyphon, kontrapunktisch gehalten habe. War es harmonisch, so wäre doch zunächst nach einem noch früheren Stadium der Mehrstimmigkeit zu fahnden. Also eine neue Hypothese und ein neuer Anreiz zu Rekonstruktionen.

Die Aufführung war nicht einem routinierten Ensemble übertragen, sondern einem anscheinend für den einen Fall zusammengestellten Liebhaberchor nebst 3 Solisten. Was der eine routinierte Fachmann, Prof. W. Freudenberg, als Dirigent, mit all diesen Falschsängern und schwer vom Fleck zu bringenden Massen (leiblich unterstützt durch das Berliner Tonkünstler-Orchester) für Qual gehabt haben muß, überstieg, nach der vorgestiegenen Hauptprobe zu urtheilen, selbst die Ohrenseiden der Zuhörer. Nicht empfehlenswert erscheint uns das Tragen historischer Kostüme durch die Ausführenden. Ja wenn diese hineinpaßten! Und umgiebt man die Scene, was an sich nicht übel ist, mit entsprechenden Dekorationen, so sollte man die Juden doch nicht in einen ägyptischen, mit Tierbildern ausgemalten, aber auch mit hebräischen Lettern beschriebenen Tempel stecken. — sz.

Aus dem Tierleben.

— Blüten bewohnende Spinnen. Was von Insekten fliegt, das dient in erster Linie den Spinnen zur Nahrung. Eine große Anzahl der Spinnentiere baut daher, um jener flüchtigen Nahrung zu habhaft zu werden, geeignete Fangnetze, andern ist eine solche Spinnfähigkeit unterzogen. Unter ihnen führen gewisse Krabben-spinnen ein echtes Begelegeterleben. Sie wählen die Stellen der Wiesenblumen zum Aufenthaltsort und warten, bis ein honig-lustiges Insekt in das Innere der Blüte eingedrungen ist, um alsdann sogleich das ahnungslose Opfer zu packen und auszufaugen. Recht hübsch läßt sich dies beobachten bei den Blüten der Herbstzeitlose, die ja zumeist in kleinen Gruppen beisammen stehen. Fast zu jeder solchen Gruppe gehört eine Krabben-spinne. Jedoch gilt es bei der Suche nach diesen Tieren, die Augen zu öffnen, da die Spinnen bei der Annäherung des Beobachters sich gewöhnlich auf den Erdboden zurückziehen. Bei der Untersuchung der Blüten findet man häufig die ansagesogenen Chitinflecke der erlegten Insekten. Hin und wieder glückt es sogar, den Ueberfall des Honigsuchers durch die Spinne zu beobachten. — („Prometheus.“)

Astronomisches.

— Erscheinen eines neuen Sterns. „Der Münchner Allg. Ztg.“ wird von sachmännischer Seite geschrieben: Der schottische Liebhaber-Astronom Rev. Th. Anderson in Edinburg, der seit einer Reihe von Jahren sich mit der Beobachtung von veränderlichen Sternen beschäftigt, hat in der Nacht vom 21. auf 22. Februar im Sternbild des Perseus einen neuen Stern etwa 2,7. Größe entdeckt. Die Nachricht hiervon wurde zunächst telegraphisch der Centralstelle für Kometentelegramme in Kiel übermittelt und von dieser dann am Abend des 22. Februar an die meisten europäischen Sternwarten weiter befördert. Noch ehe sie hier eingetroffen war, hat Dr. W. Billiger, Assistent der hiesigen (Münchener) Sternwarte, den

neuen Stern, dessen Helligkeit inzwischen noch einen beträchtlichen Zuwachs erfahren hatte, gleichfalls bemerkt. Die interessante Nova steht, wie fast alle derartigen Erscheinungen, in der Milchstraße. Die Helligkeit des neuen Sterns war am Sonnabendabend größer als die von Aldeboran und mindestens ebenso groß, wie jene von Capella, sie scheint noch fortwährend zu wachsen. Während die meisten der bisher beobachteten neuen Sterne erst bemerkt wurden, nachdem sie das Maximum ihrer Helligkeit erreicht oder schon überschritten hatten, bietet sich also diesmal die Möglichkeit dar, die Nova auch im aufsteigenden Zweig ihrer Helligkeitslinie zu verfolgen. Nach Anderson ist die Farbe des Objekts eine bläulich-weiße, nach zwei hiesigen (in der Dämmerung erlangten) Meridian-Beobachtungen dagegen grünlichgelb. — Was die Frage nach der Ursache des Aufleuchtens derartiger neuer Sterne anlangt, so hat man sich früher gewöhnlich mit der Annahme einer Weltkatastrophe — eines Zusammenstoßes zweier Himmelskörper — begnügt, und auch bis in die neueste Zeit hat diese Hypothese, wenn auch in etwas modifizierter Gestalt, Anhänger und Verteidiger gefunden. Bei Gelegenheit des Erscheinens der im Januar 1892 im Sternbild des Fuhrmanns entdeckten Nova (die, beiläufig bemerkt, ebenfalls von Dr. Anderson zuerst gesehen wurde) hat Professor H. Seeliger (München) zunächst darauf hingewiesen, daß der Helligkeitsverlauf und gewisse Eigenthümlichkeiten im Spectrum dieses neuen Sterns mit der obigen Hypothese durchaus nicht in Einklang zu bringen sind. Wohl aber lassen sich die an neuen Sternen überhaupt und die an der Nova Aurigae in besonderen beobachteten Erscheinungen vollkommen und in einfacher Weise erklären durch eine von Professor Seeliger aufgestellte Hypothese, wonach als Ursache des raschen Aufleuchtens und allmählichen Wiedererlöschens solcher Sterne der Durchgang von dunklen oder schwach leuchtenden Himmelskörpern durch eine weit ausgebreitete kosmische Nebelmasse von größerer oder geringerer Dichtigkeit zu betrachten ist — ein Vorgang also, den wir im kleinen in Gestalt der Sternschuppen-Erscheinungen fast täglich am Himmel sich abspielen sehen. Und daß im breiten Weltraum ausgebreitete Nebelmassen in durchaus nicht spärlicher Weise verteilt sind, haben insbesondere die von Professor Wolf in Heidelberg erlangten photographischen Daueraufnahmen zur Genüge bewiesen. —

Notizen.

— Zwei „litterarische“ Prozesse sind dieser Tage ausgetragen worden. In München lagte der Theaterkritiker und Theateragent Schels gegen einen Schauspieler, der ihn der Bestechlichkeit beschuldigt hatte. Er zog im Laufe der Verhandlung jedoch die Klage zurück und legte sein Amt als Theaterkritiker nieder. — In Wien wurde der „Fackel“-Kraus von Geschwornengericht wegen Verleumdung des Theaterdirektors Vukobics und des Schriftstellers Hermann Vahr zu 1800 Kronen Strafe verurteilt. — Der Verlagsbuchhändler Hermann Costenoble in Jena ist gestorben; er hat ein Alter von 75 Jahren erreicht. — c. Englische Zeitungsstatistik. In Großbritannien und Irland erscheinen gegenwärtig 2488 Zeitungen, 456 davon werden in London herausgegeben, darunter 33 tägliche, 1488 erscheinen in den Provinzen; 108 in Wales, darunter 7 tägliche; 216 in Schottland, 19 tägliche; und 181 in Irland mit 20 täglichen. — Gerhart Hauptmanns Komödie „Schlud und Jan“ wird noch im Lauf dieser Spielzeit am Wiener Burgtheater aufgeführt werden. — Eugen Gura veranstaltet am 1. März in der Philharmonie seinen ersten populären Lieder- und Balladen-Abend. — Das letzte Philharmonische Konzert wird am 4. März stattfinden. — Das „Udelquartett“ aus Wien giebt noch in diesem Winter zwei Soireen, von denen die erste am 10. März im Saal Vestheim stattfinden wird. — „Das Glüd“, ein Lommärchen von Rudolf v. Prochazka, erzielte bei der Erstaufführung im Altenburger Hoftheater einen durchschlagenden Erfolg. — Zur Begründung eines „Wiener Volks-Opernhauses“ hat ein Agitationskomitee dieser Tage einen Aufruf erlassen. Die Volksoper will besonders Spiel- und komische Opern zur Aufführung bringen. — Die Münchener Künstler-Schaft hat beschlossen, das Künstlerhaus an einem neu zu gründenden Künstlerhausverein zu verpachten. Ueber die Ausstellungen sollen von Fall zu Fall gemeinsame Beschlüsse gefaßt werden. — Das Buchgewerbe-Museum des deutschen Buchgewerbe-Vereins in Leipzig beabsichtigt im März eine internationale Ausstellung von Künstler-Lithographien zu eröffnen. — t. Ueber das Thal von Petrusse in Luxemburg wird jetzt eine steinerner Brücke gebaut, die in ihrer Art die bedeutendste der Welt werden wird. Sie besteht aus einem einzigen Bogen von 277 Fuß Spannweite und besitzt eine Steigung von 102 Fuß. —